Antonia Meiners

Wir haben wieder aufgebaut

Frauen der Stunde null erzählen

Mit Beiträgen von
Hildegard Hamm-Brücher,
Gisela Lange, Hella Maron,
Elfriede Brüning u.v.a.

© Elisabeth Sandmann Verlag GmbH, München
1. Auflage 2011
ISBN 978-3-938045-54-1
Alle Rechte vorbehalten
Herausgeberin Antonia Meiners
Redaktion Eva Römer, Sabrina Kiefer
Gestaltung Kuni Taguchi
Herstellung Karin Mayer, Peter Karg-Cordes
Lithografie Christine Rühmer
Druck und Bindung L.E.G.O., Vicenza

Besuchen Sie uns im Internet unter www.esverlag.de

ELISABETH SANDMANN

Inhalt

Einleitung 6

Kapitel 1

Das Land versinkt im Chaos 12

Todesmarsch der Breslauer Mütter 14
Flucht und Vertreibung 16
Zeitzeuginnen erzählen:
Viktoria Prinzessin zu Hohenlohe, *1914 22
Zeitzeuginnen erzählen:
Alexandra von Trotha, *1935 24
Displaced Persons 26
Ankunft in der Fremde 28
Freiwild 32
Die Alliierten 36
Zeitzeuginnen erzählen: Rosalia Schnitzler, *1934 40
Zeitzeuginnen erzählen: Hildegard Nitschke, *1919 42

Kapitel 2

Kampf ums tägliche Brot 44

Leben auf Zuteilung 46
Zeitzeuginnen erzählen: Anni Liebelt, *1930 48
Zeitzeuginnen erzählen: Waltraut Spychala, *1928 52
Zeitzeuginnen erzählen: Elisabeth Knoll, *1932 56
Auf Hamstertour 60
Schwarzmarkt 64
Hungerwinter 1946/1947 68
Zeitzeuginnen erzählen: Christel Dewey, *1927 72

Kapitel 3

Überleben in Ruinen 74

Leben im Notquartier 76
Auf der Suche nach den Angehörigen 79
Zeitzeuginnen erzählen: Liselotte Maier, *1927 80
Trümmerfrauen 82
Zeitzeuginnen erzählen:
Johanna Stangassinger, *1917 86
Zeitzeuginnen erzählen: Ursula Kahnert, *1918 87
Ohne Arbeit kein Brot 88
Zeitzeuginnen erzählen: Gisela Lange, *1923 92
Sehnsucht nach Schönheit 94
Zeitzeuginnen erzählen: Gisela Koller, *1927 98
GIs und deutsche »Fräuleins« 100

Kapitel 4

Hoffnung auf den Neubeginn 102

Endlich wieder tanzen gehen 104
Zeitzeuginnen erzählen: Brigitte Almassy, *1919 106
Zeitzeuginnen erzählen: Christine Razum, *1923 110
Lust auf Kultur mit leerem Magen 112
Zeitzeuginnen erzählen: Gerda May, *1923 116
Neustart für das politische Kabarett 118
Zeitzeuginnen erzählen:
Elfriede Brüning, *1910 120

Kapitel 5

Neue Rollen, alte Muster 122

Familienalltag in der Krise 124
Zeitzeuginnen erzählen:
Kerrin Gräfin von Schwerin, *1941 130
Zurück an den Kochtopf? 132
Zeitzeuginnen erzählen:
Hella Maron, 1915–2010 136
Frauen und Demokratie 138
Zeitzeuginnen erzählen:
Hildegard Hamm-Brücher, *1921 140
Kampf um die Gleichberechtigung 144

Kurzbiografien der Zeitzeuginnen 146
Literaturverzeichnis 150
Quellen- und Bildnachweis 152

Kapitel 1

Das Land versinkt im Chaos

Das Vordringen der sowjetischen Armee nach Ostpreußen im Winter 1944/45 war Anlass für den Beginn einer schier endlosen Flüchtlingswelle. Das durch die deutsche Propaganda geprägte Bild vom »russischen Untermenschen«, aber auch die Nachrichten über tatsächlich begangene Gräueltaten von Soldaten der Roten Armee hatten unter den Deutschen zu einer panischen Angst vor den russischen Kampftruppen geführt. In Trecks mit Pferdewagen und zu Fuß zogen Hunderttausende in Richtung Westen. Es waren zumeist Frauen mit ihren Kindern, die bei Schnee und grimmiger Kälte über Wochen unterwegs waren, getrieben von der Hoffnung, sich und ihre Familie in Sicherheit bringen zu können. Zunächst aus Ostpreußen, dann auch aus Schlesien und Pommern kamen sie. Oftmals wurden sie überrollt von der schnell vorrückenden Front, bedroht und betroffen von Misshandlung, Vergewaltigung und Ermordung, den Soldaten schutzlos ausgeliefert. Zehntausende starben zudem an Hunger, Erfrierungen oder durch gezielte Tieffliegerangriffe der Alliierten.

Am 9. April 1945 fiel die »Festung« Königsberg, am 16. April begann die Schlacht um Berlin, am 25. April trafen sowjetische und US-Truppen in Torgau an der Elbe zusammen. Die Niederlage der deutschen Wehrmacht war nicht mehr aufzuhalten, aber auf Hitlers Geheiß sollte das Land bis zum »letzten Blutstropfen« verteidigt werden – ein größenwahnsinniger Befehl, der noch unzählige Soldaten das Leben kostete und die Zivilbevölkerung in weiteres unendliches Leid stürzte. In kaputten Städten, ohne Strom- und Wasserversorgung, saßen die ausgezehrten Menschen tagelang in Bunkern und Kellern, schutzsuchend vor den Bomben und Granaten, voller Angst auch vor dem, was das Ende bringen würde.

8. Mai 1945. Der Krieg war aus. Doch das Leid nahm damit längst kein Ende. Den Terror, mit dem Hitler-Deutschland ganz Europa überzogen hatte, bekamen nun vor allem jene zu spüren, die aus ihrer Heimat in Ostpreußen, Schlesien und Pommern nicht geflohen waren oder jetzt dorthin zurückkehren wollten. Sie waren der Rache von Polen und Tschechen ausgeliefert, mussten oft innerhalb weniger Minuten ihre Häuser verlassen, ohne zu wissen, wohin; in Auffanglagern und Notunterkünften vegetierten sie dahin. Noch gab es keine Regelungen der Alliierten, sodass der Willkür polnischer und tschechischer Behörden keine Grenzen gesetzt waren. Sie verfolgten das Ziel, die deutsche Frage innerhalb kürzester Zeit zu lösen durch die »Entgermanisierung« des Landes, wie es der tschechische Präsident Edvard Beneš formulierte.

Im Juli 1945 einigten sich die Siegermächte während der Potsdamer Konferenz bis zum Abschluss eines Friedensvertrages auf die vorläufige Grenzziehung an der Oder-Neiße-Linie und die Massenausweisung der Deutschen östlich davon. Die bisherigen sogenannten »wilden Vertreibungen« wurden nun durch die »ordnungsgemäßen und humanen« – so der Wortlaut im Potsdamer Abkommen – Zwangsaussiedlungen abgelöst. 14 Millionen Vertriebene zählte man, als die Aussiedlungen 1948 für beendet erklärt wurden. 14 Millionen, die nicht nur ihre Heimat, sondern auch jeglichen Besitz verloren hatten. Sie kamen in ein vom Krieg verwüstetes Land, in dem die Menschen hungerten und kein Dach mehr über dem Kopf hatten, wo man sie keineswegs willkommen hieß und sie erst einmal in erbärmlichen Notunterkünften landeten.

Als die Rote Armee auf Breslau vorrückte, befahl Gauleiter Hanke am 26. Januar 1945 die Evakuierung aller Frauen und Kinder. Etwa 60 000 Flüchtlinge waren zu Fuß unterwegs, bei Temperaturen um minus 20 Grad. Tausende starben auf diesem »Todesmarsch der Breslauer Mütter«, beinahe jeder Dritte.

Liebe Mutter!

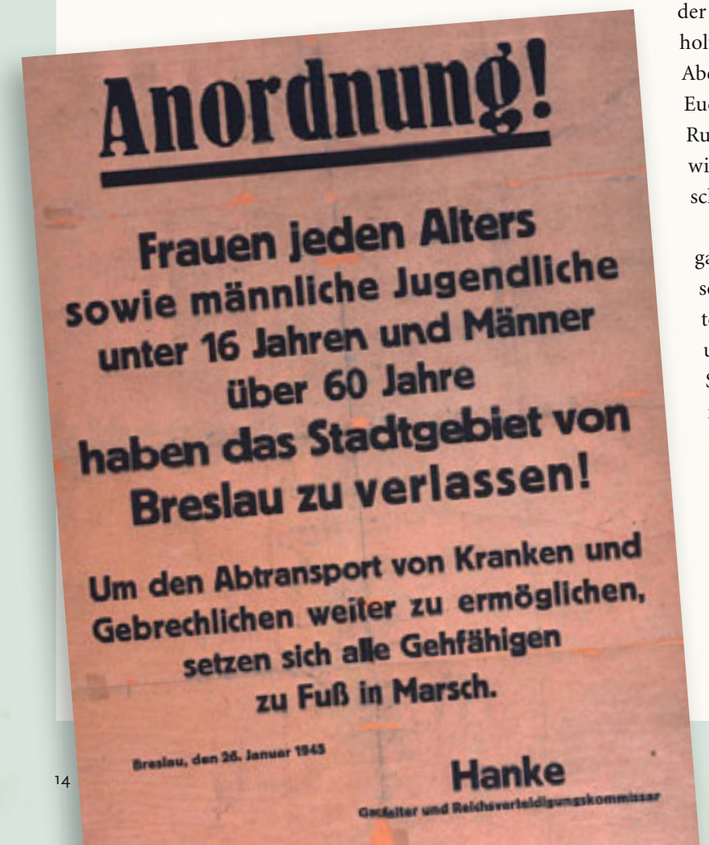
Striegau [poln. Strzegom], den 29. Januar 1945

Ich liege hier in einem Behelfskrankenhaus auf dem Flur und muss morgen weiter, weil alles überfüllt ist und die Russen auch hierher kommen. Ich will dann sehen, ob ich bis zu Euch kommen kann. Bitte erschrick nicht, liebe Mutter, aber ich bringe Gabi nicht mit.

Ich konnte sie nicht mehr weit tragen, als sie tot war. Ich konnte es nicht mehr aushalten und habe sie gut eingewickelt und an der Straße hinter Kanth [Katy Wrocławskie] in den Schnee gelegt. Da war Gabi nicht allein, denn mit mir waren ein paar Tausend Frauen mit ihren Kindern unterwegs, und sie legten auch die Gestorbenen in den Graben, weil dort bestimmt kein Wagen und keine Autos fahren und ihnen noch ein Leid antun können. Gabi war auf einmal tot. Ich hatte sie bestimmt gut eingewickelt in zwei Decken. Aber sie war ja erst vier Monate alt. Es war so schrecklich kalt, und es stürmte so eisig, und es fiel Schnee, und es gab nichts Warmes, keine Milch und nichts. Ich habe noch versucht, Gabi hinter einem Haus die Brust zu geben, aber sie nahm sie nicht, weil alles so kalt war. Das haben viele Frauen versucht, und manche haben sich die Brüste erfroren. Das muss ganz furchtbar sein, und es eitert.

Es war schlimm, und ich möchte nicht noch einmal in meinem Leben diesen Weg gehen. Wir sind am 26. Januar am Nachmittag, als es schon fast dunkel war, aufgebrochen. In der Nacht vorher musste Rudolf ganz plötzlich weg. Sie holten mitten in der Nacht alle Männer zum Volkssturm. Aber ich habe ihm noch versprechen müssen, mit Gabi zu Euch zu fahren und nicht in Breslau zu bleiben wegen der Russen und allem, was sie uns Frauen antun. Er sagte, er wird nie darüber hinwegkommen, wenn mir so etwas geschieht.

Sonst wäre ich vielleicht nicht aus Breslau weggegangen, als es nachmittags hieß, alle Frauen und Kinder sollen sofort zu Fuß aus der Stadt marschieren. Ich hatte keinen Schlitten, und so habe ich nur Gabi genommen und die Decken und einen Rucksack und die nötigsten Sachen für uns und Trockenmilch und die Flasche, weil ich dachte, irgendwo könnte ich sie schon warm machen. Denn ich dachte, die NSV hätte gesorgt und würde uns nicht ganz so hilflos ziehen lassen. Als wir auf die Straße kamen, gingen schon überall Frauen mit Schlitten und Kinderwagen. Aber viele haben später die Wagen zurücklassen müssen, weil sie damit nicht durch den Schnee kamen. ...



An dem Tag, an dem die Frauen und Kinder Breslau verlassen mussten, erreichten erste Truppen der Roten Armee die Oder.

Es fing bald wieder an zu schneien. Und die Frauen, die ihre Kinder im Arm trugen und außerdem noch Betten und kleine Koffer bei sich hatten, fingen an, Gepäck wegzuwerfen, weil sie es nicht mehr tragen konnten. Auch mein Arm hat da schon angefangen mit dem Frost. So sind wir viele Stunden bis Kanth gelaufen. Oft ganz langsam Schritt für Schritt. Und da lagen die ersten toten Kinder in den Gräben und auf dem Marktplatz in dem Ort. Und vor vielen Häusern saßen Frauen mitten im Schnee, die sich ausruhen wollten. Ich habe auch an ein paar Häuser geklopft, weil ich dachte, ich würde jemand finden, der mich Milch für Gabi heiß machen lässt. Aber ich hatte kein Glück. Da habe ich auch einen Augenblick im Schnee gesessen. Dabei konnte ich sehen, wie viele Frauen unterwegs waren. Es waren viele, Tausende, und der Zug nahm kein Ende. Nach einer halben Stunde bin ich dann weitergegangen bis zum nächsten Ort. Da habe ich wieder versucht, in ein Haus zu kommen. Aber nur die Hunde kläfften. So ging es immer weiter. Und ich habe die Bäume an der Chaussee gezählt und mich von Baum zu Baum geschleppt. Frauen saßen auf ihren Schlitten und wollten sich ausruhen. Aber die Kälte trieb sie immer weiter, bis auf die, die einfach sitzen blieben und vielleicht mit ihren Kindern erfroren sind.

Als es anfing, hell zu werden, waren wir schon nahe bei Kanth. Gabi hatte jetzt ein paar Stunden geweint, aber was sollte ich denn tun? Ich bin noch in ein paar Dörfern gewesen. Wir haben geklopft und geklopft und geschrien. Dann habe ich versucht, Gabi die Brust zu geben. Aber sie nahm sie nicht. Und die Milch in der Flasche war wie Eis, obwohl ich sie in der Decke fest an mich gedrückt hatte. Ich habe vor Elend immer vor mich hin geweint, und ein paarmal war es auch so weit, dass ich mich am liebsten einfach in den Schnee gelegt hätte, um zu sterben. Aber dann habe ich an Rudolf gedacht und an Euch. Und mein Arm wurde immer steifer und ohne Halt. So wurde es heller und heller. Da kam ich zu einem Dominium, und da wohnten endlich Menschen, denn sie hatten alle Räume aufgemacht, und wenigstens ein Teil von uns konnte sich wärmen, und es wurde Milch gekocht für die Kinder. Aber als ich Gabi auspackte und mich freute, dass ich ihr nun etwas zu trinken geben konnte, da war sie ganz still, und die Frau neben mir sagte: »Die ist ja tot.«

Ich weiß nicht, was ich noch schreiben soll, liebe Mutter, aber es ist jetzt alles so anders, als es früher einmal war, auch mit dem Traurigsein. Ich konnte über Gabi nicht mehr weinen. Aber ich wollte sie auch nicht zurücklassen. Ich bin mit ihr losgelaufen. Man tut so viel Unsinn in solchen Augenblicken. Mein Arm wollte dann nicht mehr. Ich habe es mit dem anderen Arm versucht. Aber mit dem ging es dann auch nicht mehr. Und da ist es dann geschehen. ...

Nur wenige hatten das Glück, mit dem Zug aus Breslau fliehen zu können, Zehntausende machten sich bei großer Kälte zu Fuß auf den Weg.

Flucht und Vertreibung

Es war die größte Völkerwanderung der Geschichte, als sich am Ende des Zweiten Weltkriegs Millionen Deutsche aus den Ostgebieten des Reichs auf den Weg nach Westen machten. Erst flohen sie vor der Roten Armee, dann wurden sie gewaltsam aus ihrer angestammten Heimat vertrieben.

Als die Gewaltexzesse sowjetischer Soldaten an Deutschen bekannt wurden, als berichtet wurde von den Massenvergewaltigungen und der Verschleppung Tausender junger Frauen in sibirische Zwangsarbeitslager, begann die große Flüchtlingswelle. Unvorstellbares machten die Menschen durch, ausgeliefert der Kälte, dem Hunger und der Gewalt der nachrückenden Front. Oft waren sie wochenlang unterwegs. Hunderttausende starben an Kälte, Hunger und Erschöpfung. Kinder verloren ihre Eltern und ihre Geschwister. Allein 9000 Menschen ertranken in der Ostsee, als am 30. Januar 1945 die mit Flüchtlingen aus Ostpreußen hoffnungslos überbelegte »Wilhelm Gustloff« Gotenhafen (Gdynia) in Richtung Kiel verließ und von sowjetischen Torpedos getroffen wurde.

Nach der Kapitulation des Deutschen Reichs am 8. Mai 1945 hofften viele der Überlebenden, wieder in ihre Heimat zurückkehren zu können, dorthin, wo ihre Familien oft seit Jahrhunderten zu Hause waren. Doch für die Menschen in den Ostgebieten schien der Krieg noch immer nicht zu Ende zu sein. Schon bevor die Siegermächte am 2. August 1945 im Potsdamer Abkommen die Aussiedlung aller Deutschen östlich der neuen Grenzlinie beschlossen, wurde bereits mit ihrer Vertreibung aus allen Ostgebieten begonnen, vor allem aus Ostpreußen, Pommern und Schlesien. Es war nach dem Ende des ungeheuren, durch den Krieg verursachten Leids der Beginn einer weiteren humanitären Katastrophe. Man trieb die Menschen aus ihren Häusern, beraubte sie ihres Besitzes, hielt sie monatelang unter den widrigsten Bedingungen in Straf- und Zwangsarbeitslagern fest. Für das Leid, welches das polnische und das tschechische Volk unter der Nazidiktatur ertragen hatte, sollten nun sie die Rechnung bezahlen. Das Martyrium endete für sie auch nicht, als man sie in Güterwagen verfrachtete und an die Grenzen schickte. Noch auf den Transporten waren sie Raubüberfällen und gewalttätigen Übergriffen ausgesetzt. Die Zahl derer, die während der Vertreibungen zu Tode gekommen sind, wird auf eine halbe Million geschätzt, 1,5 Millionen Schicksale sind bis heute ungeklärt.

Unzählige Menschen zogen im Frühjahr 1945 aus den Ostgebieten des Reichs in Richtung Westen; von den Militärkonvois wurden die Flüchtlingstrecks häufig von der Straße gedrängt.

Auf dem Weg in eine ungewisse Zukunft.

Die Straßen waren belebt von vielen müden kleinen Karawanen. Woher? Wohin? Ich weiß es nicht. Die meisten Gruppen zogen in Richtung Ost. Die Gefährte glichen einander: armselige Handkarren, mit Säcken, Kisten, Koffern hoch beladen. Davor, oft in Stricke gespannt, eine Frau oder ein älterer Junge. Hinterdrein kleinere Kinder oder ein karrenschiebender Opa. Fast stets oben auf dem Gerümpel des Karrens noch Menschenwesen: ganz kleine Kinder oder etwas Altes. Schrecklich sehen diese Alten, ob Mann oder Frau, zwischen dem Kram aus. Fahl, verfallen, schon halb gestorben, teilnahmslose Knochenbündel. ... »Ehret das Alter«, ja – aber nicht auf dem Fluchtkarren, da ist nicht Ort noch Zeit dazu. ■

Der Kinderwagen als einziges Transportmittel – manchmal über Hunderte Kilometer.

Die Flucht: So hatten wir uns bepackt:
Mutti = Sportwagen, Reisekorb, Kiste.
Käte = Handwagen, Wäschekorb, Hühnersack, Koffer.
Ulla = Damenrad, zwei Bettsäcke, Brotbeutel.
Isa = Sportpuppenwagen, Tasche, Rucksack.
Ich = Herrenrad, Ute auf der Querstange, ein Bettsack, Brotbeutel, Koffer und Gasmasken.

Wir hörten Lärm auf der Straße, Schüsse, Schreie. Als ich aus dem Fenster sah, erblickte ich einen langen Zug von Menschen, der sich auf uns zu bewegte. Milizsoldaten holten die Leute aus den Häusern, sie trieben sie an, schlugen sie mit ihren Gewehrkolben, traten sie mit Füßen. Schnell zogen wir uns an, rafften unsere Sachen in Rucksack und Tasche, da waren sie schon da. Unten reihten wir uns ein.

Da weder Autos und kaum noch Züge fuhren, waren Fahrräder sehr begehrte Fortbewegungsmittel.

Vertreibung aus Schlesien

Etwa 40 Prozent aller Deutschen aus den Gebieten jenseits von Oder und Neiße hatten dort ihre Heimat.

Es war später Nachmittag, als wir am Bahnhof in Mittelwalde ankamen. Schon von Weitem sahen wir den Güterzug an der Rampe stehen. Die Türen des Waggons waren zu unserer Seite hin offen. Mit Gewehrkolben wurden wir hineingestoßen. 70 bis 80 Leute wurden in unseren Wagen gepfercht. Das meiste Gepäck musste draußen bleiben. Dann wurde die Tür zugeschoben, und der Riegel fiel ins Schloss. Es durchfuhr mich wie ein Todesurteil. Ich schlängelte mich durch die Menge in die hintere rechte Ecke, weg vom Eingang, und machte mich ganz klein. Meine Verwandten hatte ich verloren. Plötzlich krachte ein Schuss in nächster Nähe. Heiseres Gebrüll. Die Tür wurde wieder aufgeschoben, Soldaten drängten herein. Eine Razzia: »Geld, Geld, Uhr, Geld!« Die Menschen schrien auf. Blendlaternen suchten die Gesichter ab. Starr schaute ich in das Licht. Nur nicht auffallen! Pistolenschüsse zischten über die Köpfe. Die Soldaten trampelten über die Leute. Geschrei überall. Koffer und Taschen flogen nach draußen. Frauen und Mädchen wurden hinausgezerrt. Ihre Angehörigen hielten sie fest. In dem Gerangel löste sich ein Schuss. Endlich waren sie weg, und die Türen wurden wieder zugeschoben. Es war ganz dunkel, als die Lokomotive aufstöhnte. Ein Ruck ging durch den Zug, und bald rumpelte er mit uns davon, als wäre das die größte Selbstverständlichkeit der Welt. ■

Vertriebene verladen ihre letzte Habe in Güterzüge, die sie nach Deutschland bringen sollen.

Ein Vertriebenentransport aus Polen

Wenn die Lokomotive ihre Signale pfeift, der Zug seine Fahrt verlangsamt und zum Stillstand kommt, schlägt das Herz wie ein Hammer, der Atem geht flach und gepresst, der ganze Körper verkrampft. Einmal bemerke ich, wie meine Zähne aufeinanderklappern, und vermag nichts dagegen. Der Angriff gilt fortan nicht mehr dem Gepäck, weil keines mehr da ist, sondern den Menschen selbst. Mäntel und Jacken werden herunter-, Kleider vom Leib gerissen, Körper gierig abgegriffen auf der Suche nach Schmuck und Geld, nach allem, was Wert haben könnte. Beim zweiten Überfall verliere ich meinen Rucksack mit dem ganzen Proviant, beim dritten den Restbestand an Złotys, beim vierten meine Stiefel. ...

Tief in der Nacht erreichen wir Stettin. ... Wieder ein Irrweg: der Hof, Ecken, Gänge, Treppen; überall die Miliz und Kolbenstöße wie bei Viehtrieben auf dem Schlachthof. Schließlich ein Raum, von Kerzenlicht halbwegs erhellt. Hinter einem langen Tisch sitzt der uniformierte Herrscher der Stunde. Er hat ein Buch vor sich. Und Schmuck und Geldstapel, vermutlich von denen, die früher schon hier durchgeschleust wurden. »Ausziehen! Da, schnell!« Nicht »bis aufs Hemd«, sondern auf die nackte Haut müssen wir uns ausziehen und all unsere Kleider zwei Männern zuwerfen, die Messer aus ihren Stiefeln holen und routiniert mit der Arbeit beginnen: Alles wird rücksichtslos aufgeschnitten, keine Naht bleibt verschont. Mein ganzes Geld kommt zutage und landet auf dem Tisch, die 2000 Mark, die den Ansturm der Banden zwischen Belgard und Stargard noch überdauert hatten. »Schnell anziehen, schnell, schnell!« Ich raffe zusammen, was ich nur raffen kann: ein paar Wäschestücke, meinen Trainingsanzug oder was von ihm übrig ist, einen Bindfaden, um die Hose halbwegs zu halten. Und sogar ein paar Schuhe, ziemlich zerfetzt zwar und eigentlich zu groß, aber besser gewiss, als barfuß zu sein auf den weiteren Wegen, die noch kommen mögen. ■

Der Leiter des Flüchtlingslagers in Berlin-Pankow berichtete im Januar 1946 an die Abteilung Ausgewiesene und Heimkehrer von der Ankunft offener Güterzüge auf dem Bahnhof Pankow-Schönhausen mit 2600 Vertriebenen: »In den Wagen lagen Tote … Viele kamen halb verhungert, barfuß durch den Schnee gewankt. In wenigen Minuten hatte ich alles in Alarm gesetzt. Zwei Polizeireviere und alle Sanitäter sammelten die zusammengebrochenen Menschen von der Straße auf Schlitten, um die Unglücklichen vor dem Erfrieren zu retten.«

Nachdem Ende Januar 1945 Königsberg von der Roten Armee eingeschlossen war, blieben den Ostpreußen nur noch zwei Fluchtwege: von Pillau mit dem Schiff über die Ostsee oder im Treck und zu Fuß über das gefrorene Haff und die Nehrung. Ein gefährlicher Weg, denn nicht immer hielt das Eis, zudem waren die Flüchtlinge Ziel von Tieffliegern. Erreichten sie Danzig oder Gotenhafen (Gdynia), versuchten sie, auf Schiffen weiter in den Westen zu kommen, etwa 2 Millionen ist dies gelungen. Am 30. Januar sank vor Gotenhafen die »Wilhelm Gustloff« mit 10 000 Menschen an Bord.

Angesichts eines Zugwaggons mit 240 Leichen – Vertriebene aus den Ostgebieten des Deutschen Reiches – äußerte sich ein amerikanischer Offizier: »Es ist eine Tragödie im Gange, die dadurch nicht geringer wird, dass sie sich aus der früheren erklären lässt, und die man ebenso wenig verschweigen dürfe wie Auschwitz und diese Dinge.«

Im Juli 1946 dann klopften drei Russen an unsere Tür:

Sie haben 20 Minuten Zeit, und jeder darf 30 Pfund Gepäck mitnehmen.

In einem Vertriebenenlager in Polen

Die hygienischen Verhältnisse im Lager waren katastrophal. Es gab in den Ecken zwei sich diametral gegenüberliegende provisorische Toiletten, Fallgruben hinter primitiv aufgestellten Brettern, die dauernd besetzt und unsäglich dreckig waren. Wir konnten uns während der ganzen Lagerzeit nicht waschen und behielten Tag und Nacht dieselben Kleider an. Der Hunger wurde immer schlimmer. Wir konnten uns ja selbst nichts mehr beschaffen. Ungeziefer befiel uns – Kopfläuse, Kleiderläuse, Flöhe, Wanzen, vor nichts blieben wir verschont. Unsere Kleider strotzten vor Schweiß und Dreck. Und dann brach der Hungertyphus aus. Hunderte kamen ums Leben. ... Irgendwann ging das Gerücht um, man gestatte uns, für 20 Złoty eine Schipuska, eine Ausreisebescheinigung, zu kaufen. ... Es dauerte Tage, bis wir meine zu klein gewordene Strickjacke und unsere einzige Tasche versetzt hatten und schließlich auch einen Schein kaufen konnten. ■

Westwärts über das Riesengebirge, weiter durchs ehemalige Sudetenland bis an die Grenze Bayerns, wo wir – inzwischen aller Habe durch die nachfolgenden Russen befreit – an dichtgemachte Grenzen stießen, zurück mussten in die Hölle und dann nordwärts das Erzgebirge überquerten. Ziel: nur nach Hause, um wenigstens dort zu sterben. ... Aber der Weg ostwärts gelang nur bis zur Görlitzer Neiße. Auch da wurde niemand mehr durchgelassen, also westwärts zurück, bis man uns irgendwo in Sachsen-Anhalt aufnahm. Aber nicht wie arme, gebeutelte Kaum-noch-Menschen, sondern unserem damaligen Aussehen entsprechend wie »räudige Hunde«. Allein die Luftlinie unseres Fußmarsches dürfte die 700 Kilometer überschreiten. ■

Flüchtlinge in der Berliner Friedrichstraße. Da die Stadt mit Hilfesuchenden überfüllt war, wurden die Menschen aufgefordert weiterzuziehen, Sommer 1945.

Wie diese Frau kamen die Vertriebenen völlig erschöpft auf deutschen Bahnhöfen an. Viele von ihnen wussten nun nicht wohin.

Marion Gräfin Dönhoff hatte Ostpreußen, das Land ihrer Vorfahren, an der Spitze eines Trecks im Januar 1945 verlassen.

Also ging es wieder weiter – »ankommen«, das war offenbar eine Vokabel, die man aus seinem Wortschatz streichen musste. Es ging weiter durch die Mark, durch Mecklenburg, Niedersachsen nach Westfalen. Drei große Flüsse, die einmal unser östliches Deutschland charakterisierten, hatte ich überquert: Weichsel, Oder und Elbe. Bei Vollmond war ich aufgebrochen, inzwischen war Neumond, wieder Vollmond und wieder Neumond geworden.

Im tiefsten Winter war ich von Haus und Hof geritten, als ich schließlich bei Metternichs in Vinsebeck in Westfalen ankam, war es Frühling. Die Vögel sangen. Hinter den Drillmaschinen staubte der trockene Acker. Alles rüstete sich zu neuem Beginn. Sollte das Leben wirklich weitergehen – so als sei nichts passiert? ■

Neuanfang in Schwaben

Alexandra von Trotha, *1935, erlebte das Kriegsende in Petschau (Bečov nad Teplou)

Alexandra (rechts) mit ihren jüngeren Schwestern.
Linke Seite: Die Familienvilla in Görkau.

Alexandra von Trotha, die damals neunjährige Tochter der Prinzessin zu Hohenlohe, hat aus ihrer Sicht die Geschichte der Flucht ihrer Familie aus Görkau im Jahr 1945 niedergeschrieben. Aus ihren Aufzeichnungen sind im Folgenden einige Passagen gekürzt wiedergegeben.

Da standen wir also am äußersten Gleis des Münchner Bahnhofs. Am 22. Oktober 1945 krochen wir aus unserem Viehwagen, der uns in drei Tagen und drei Nächten von Pilsen hierhergebracht hatte, in »die westliche Freiheit«.

Ja, wir waren im Westen angekommen. Das, was wir fast sechs Monate lang so mühsam versucht hatten, war nun erreicht. Unsere Flucht, diese lange, widersprüchliche Reise, war plötzlich vorbei. Diese Reise, die uns von allem entfernt hatte, was für unsere Familie bis dahin vorstellbar war, weg von unseren Wurzeln, immer weiter weg von etwas, das wir nie verlassen wollten, wohin wir bald zurückkehren wollten und das uns doch in all den letzten sechs Monaten immer gefährlicher wurde. Mit unserer restlichen Habe konnten wir zunächst Unterschlupf finden, bei einem Vetter meines Vaters in Starnberg. So nett es war, uns in der großen Villa aufzunehmen im Oktober 1945, diese Verwandten hatten einen relativ ruhigen Krieg erlebt und konnten sich kaum in unsere Lage versetzen.

In meiner Erinnerung sehr lebendig ist die Tatsache, dass es sehr schwierig war, etwas zu essen zu bekommen. Im Unterbräu, einem Gasthaus irgendwo in der Stadt, gab es an manchen Tagen »Blutwurstgröstel«. Gröstel kommt vermutlich von geröstet, denn es handelte sich um geröstete Kartoffeln mit mehr oder weniger reich eingestreuten Blutwurststücken. Etwas Köstliches, jedenfalls etwas mit Fleisch und etwas, an dem man sich unter Umständen satt essen konnte. So trafen wir uns immer wieder beim Blutwurstessen im Unterbräu. Ich sehe diesen Raum noch vor mir und ich erinnere die angespannte Erwartung, ob man noch etwas von der begehrten Speise ergattern würde oder ob sie schon wieder einmal ausgegangen war.

In diesen Monaten suchten überall in Deutschland viele Menschen nach einer Möglichkeit, etwas über Freunde und Verwandte in Erfahrung zu bringen, die in den Kriegswirren durch Bomben oder Vertreibung irgendwo anders gelandet waren. Eine der Stellen, wo viele unserer Verwandten sich treffen konnten, war bei Tante Erz-Fanny. Tante Fanny war eine direkte Cousine meines Vaters, und sie hieß so, weil sie eine Erzherzogin von Österreich war. Sie brachte in diesen trüben Winterwochen viele Leute bei Tee und heißer Schokolade zusammen. Eine dieser »Schokoladejausen« bei Tante Fanny wurde zu einer Schicksalsstunde unserer Familie. Meine Eltern begegneten dort eines Tages einer besonders geliebten Cousine meiner Mutter. Sie war so glücklich, meine Eltern zu treffen, dass sie spontan anbot, uns mit nach Königseggwald zu nehmen. Das Wunder setzte sich fort, denn wie sich im Laufe des Gesprächs herausstellte, war der königseggsche Forstmeister im Krieg gefallen, und mein Vater sollte schon im Januar 1946 seine neue Aufgabe antreten.

Das war eine ungewöhnlich glückliche Fügung, und einige Wochen später konnten wir alle von Starnberg ins Schwäbische übersiedeln, was unsere zweite Heimat werden sollte. Ein Lastwagen brachte uns an einem kalten Februartag ins »Paradies«, denn das war Königseggwald für uns sofort, nach all den Schwierigkeiten des letzten Jahres. Ich habe nie wieder eine Familie getroffen, die so gastfreundlich war und uns mit vier kleinen Kindern so selbstverständlich und mit offenen Armen in ihr Haus aufnahm.

Jedes der älteren Königsegg-Kinder nahm einen von uns müden, hungrigen, erstaunten Ankömmlingen an der Hand oder auf den Arm und trug ihn in den zweiten Stock des nicht sehr großen Schlosses, in unsere neue Wohnung, für die nächsten fünf Jahre unser Zuhause. Wir wurden danach sehr schnell im unteren Stockwerk an einen großen Tisch geführt, wo alle zum Abendessen versammelt waren. Es gab Pellkartoffeln und Quark, Butter und Landbrot sowie Grießbrei für die Kleineren. Das alles schmeckte noch köstlicher, weil die Atmosphäre so gelöst und heiter war und wir lange nicht mehr an einem so schön gedeckten Tisch gesessen hatten.

Ende August 1946 dann kam ich in das Internat der Oberschule im Kloster Wald. Die Schule war gerade erst im Mai 1946 dort eingezogen, nachdem sie den Salemer Hohenfels verlassen mussten; Salem wollte im Sommer 1946 auch wieder die Schule öffnen und brauchte den Hohenfels wieder selbst. Der Fürst von Hohenzollern aus Sigmaringen stellte den Benediktinerinnen von der hl. Lioba die schöne große Klosteranlage Wald zur Verfügung. Sie war lange nicht richtig bewohnt und verwahrlost, aber ein Neuanfang war hier möglich, und die Arbeit an Wald konnte begonnen werden. Das geschah vom ersten Tag an auch mithilfe der Schülerinnen, und wir »Urwälderinnen« der ersten Stunde werden diese Pionierzeit der ersten Nachkriegsjahre nie vergessen. Mit meiner Ankunft am 28. August 1946 begann das erste reguläre Schuljahr nach dem Krieg. Ich hatte Schülernummer 72, war also unter den ersten 100 Schülerinnen von Wald. Jedes der Mädchen kam von irgendwoher, aus irgendeiner Klasse oder war wie ich lange nicht regelmäßig zur Schule gegangen. Man musste sich also, was die Klasseneinteilung betraf, nach anderen Kriterien richten. Altersgemäß und von der Volksschule kommend war ich zunächst einige Tage in der Sexta (erste Klasse) wurde aber bald in die Quinta versetzt, weil ich schon etwas Französisch konnte. Das war unsere erste Fremdsprache in der französischen Zone.

Es waren echte Pionierjahre, diese ersten Jahre in Wald. Wir haben gehungert und gefroren, hatten nur kaltes Wasser zum Waschen und mussten ständig Küchendienst machen. Aber wir hatten ein Gefühl der Geborgenheit und des Behütetseins in diesem Haus. Aus heutiger Sicht betrachtet, lebten wir erbärmlich. Aber ich war wie viele andere glücklich in dieser neuen Gemeinschaft, geprägt von Fröhlichkeit, christlicher Ordnung und dem gemeinsamen Erleben von Entbehrungen und Neuanfang. Alle zusammen gingen wir in die Felder, um den Kartoffelkäfer zu sammeln, oder begleiteten Schwester Adalberta mit dem Leiterwagen im Dorf von Haus zu Haus, um von den ländlichen Bewohnern Kartoffel, Rüben oder sonst etwas Essbares für das Kloster zu erbitten. Es wurde abgestimmt, ob wir morgens oder nachmittags zwei Stück Brot haben wollten, denn mehr gab es nicht. Wir entschieden uns für zwei Brote am Nachmittag und bekamen morgens nur ein Stück mit einer Buttermilchsuppe. Wir schleckten oft in unseren schlecht gewaschenen Händen Milchpulver, das Amerikaner gespendet hatten, und wenn eine der drei täglichen Kartoffeln glasig war, hatte man eben Pech und wartete sehnsüchtig auf ein Päckchen von zu Hause.

Da wir in meiner Schulzeit auch noch zwei Kurzschuljahre hatten, war ich nicht besonders gut. Ich wusste überhaupt nicht, was ich nach dem Abitur machen wollte. Da wir Schwestern aber alle die sozialpsychologische Ader von meiner Mutter geerbt haben – warum nicht Psychologie? So ging ich im Herbst 1954 zum Studium nach Zürich. Im Jahr 1959, mit 24, heiratete ich und bekam selbst drei Kinder. Nach dem frühen Tod meines Mannes zog ich nach Ravensburg und war dann viele Jahre in Salem tätig.

Ankunft in der Fremde

Die immense Zahl der Flüchtlinge und Vertriebenen stellte die Behörden der Besatzungszonen vor kaum zu lösende Probleme. Wie sollten die Millionen versorgt werden, wo sollten sie wohnen in einem zerstörten Land, in dem der Hunger herrschte? Damals stieg die Bevölkerung zum Beispiel in Schleswig-Holstein um 73,1 Prozent, in Niedersachsen um 51,9 und in Bayern um 32,7 Prozent.
Die Alliierten einigten sich auf Aufnahmequoten für jede Besatzungszone, doch lagen die Schätzungen dafür viel zu niedrig. Aus notdürftig eingerichteten Auffanglagern, wo die nun Heimatlosen mit dem Allernotwendigsten versorgt werden konnten, sollten die Menschen in die einzelnen Besatzungszonen verteilt werden. Allein Berlin hatte 48 solcher Lager für insgesamt 30 000 Menschen eingerichtet. Da jedoch die Flüchtlinge in diesen provisorischen Unterkünften wegen mangelnder Transportmöglichkeiten wochenlang festsaßen, reichte die Versorgungskapazität längst nicht aus. Da half auch die Anordnung nicht, die den Flüchtlingen vorschrieb, die Stadt in Richtung Westen zu verlassen.
Endlich in den einzelnen Besatzungszonen angekommen, schickte man sie überwiegend in unzerstörte Kleinstädte und Dörfer, wo sie zwangseingewiesen wurden. Völlig mittellos, waren sie auf das Wohlwollen der alteingesessenen Bevölkerung angewiesen, die die Landsleute aus dem Osten jedoch nur widerwillig aufnahmen. Ausgegrenzt und unter häufig widrigsten Bedingungen fristeten sie ihr Dasein. Viele landeten in Flüchtlingslagern, die nicht selten für Jahre ihr Zuhause blieben.

Ausgewiesene aus Bergreichenstein (Kašperské Hory) im Böhmerwald unter Bewachung auf dem Weg zur Sammelstelle. Als Deutsche mussten sie eine weiße Armbinde mit einem großen schwarzen »N« (für das tschechische Němec/Němka: Deutsche/Deutscher) tragen, 1946.

Wir überquerten einen Fluss

... und hatten Schlesien endgültig verlassen. Die Polen waren zurückgeblieben. Wir merkten es an der wohltuenden Stille. Erst langsam begriffen wir, dass wir nichts mehr zu befürchten hatten. »Wir haben es geschafft!« Es gab wohl niemanden, der nicht geweint oder gelacht hätte. Alle streiften wir unsere Armbinden ab und ließen sie auf den Boden fallen.

Auf dem Stettiner Bahnhof in Berlin angekommen, wurden die völlig erschöpften Flüchtlinge in ein Gebäude geschickt, wo sie erst einmal übernachten konnten:
Wir haben es auch ziemlich schnell gefunden. Es war eher eine Ruine. Aber es roch dort herrlich nach Brot, denn in den Trümmern befand sich noch eine Backstube. Der Bäcker stand davor, und als er uns kommen sah, ist er in seine Backstube gerannt und hat die Tür verrammelt.

Im Flüchtlingslager. In äußerst beengten Verhältnissen lebten die Menschen hier oft über Jahre.

Die Kasernenbauten waren mit Flüchtlingen restlos überbelegt, sodass die Lagerleitung gezwungen war, die Menschen auch in den alten Pferdeställen unterzubringen. Die Müllers wurden in Stall 7 geführt. In dem langen, zugigen Raum standen weder Betten noch sonst etwas. Wer keine eigene Decke hatte, musste auf dem blanken Betonboden liegen. Sie waren Neuankömmlinge und bekamen daher den schlechtesten Platz direkt neben der Tür zugewiesen. So lagen sie im Durchzug. »Gott sei Dank war es ein recht freundlicher Herbst, sonst hätten wir die erste Woche vielleicht gar nicht überlebt. Später, als dann einige Leute aus dem Stall das Lager verließen, rückten wir auf und packten unsere Sachen an eine bessere Stelle. Wir sammelten Laub und bauten damit ein kleines ›Nest‹. So schliefen wir etwas weicher und wärmer.« ■

Im Lager an der Kruppstraße fehlte es an allem, selbst an Tellern für die tägliche Suppe: »Auf dem Gelände lagen von der Wehrmacht noch viele von diesen Blechbehältern für die Gasmasken herum. Die hoben wir auf und benutzten sie als Napf. Die Suppe schmeckte scheußlich daraus, denn die Büchsen rochen noch nach dem Gummi der Gasmasken. Aber wir haben fast vier Wochen aus diesen Dingern essen müssen, bis wir in einer Ruine in der Nähe des Lagers eine alte Waschschüssel fanden.«

Wellblechhütten, aufgestellt als Notquartiere in Hamburg. Die sogenannten Nissenhütten erfand Peter N. Nissen im Ersten Weltkrieg als Unterkünfte für Soldaten der britischen Armee, 1947.

Aus einer Reportage Elfriede Brünings, veröffentlicht in der Zeitschrift »Neue Heimat« 1948:

Als wir hören, dass im Zuge der neuen Flüchtlingstransporte 1013 Umsiedler nach Sangerhausen kommen werden, machen wir uns kurzerhand auf den Weg. Wir wollen dabei sein, wenn die Stadt ihre neuen Bürger empfängt. ... Seit etwa zehn Tagen kämmen die Kreis-Wohnungskommissionen in vier Kolonnen zu je zwei Mann jedes Dorf, jedes Gehöft nach freiem Wohnraum durch. Da sich der Kreis aus 81 Gemeinden zusammensetzt, in denen nur jeder Dritte ein Umsiedler ist, denken wir uns das Ergebnis recht zufriedenstellend. Am nächsten Tag sind wir draußen in Wettelrode. Ein Dorf, das bis zum Rand mit Abwehr gefüllt ist. Die Kreis-Wohnungskommission stößt vor jeder Tür auf neue Ausflüchte ... Wir gehen zu Bauer Rauchstein. Der lange dürre Sechziger verteidigt sein Haus wie eine Festung. Hier kommt kein Umsiedler rein! Der krumm gearbeitete Schlesier, der schon drinsitzt, rechnet gar nicht. Der Bauer hat ihn in die dunkelste Kammer verbannt. Er drosselt sein Licht. Er montiert die Lichtschalter ab. Er missgönnt ihm den Quadratmeter Platz für den Handwagen, er schnürt ihm nächstens noch die Luft zum Atmen ab. ... Das ist die Aufnahme, die der Kreis Sangerhausen den Menschen bietet, die vor vier Wochen Haus und Hof verlassen mussten, die 14 Tage Bahnfahrt und ebenso lange Quarantäne hinter sich haben. ■

Bald bekam ich Arbeit in einer Ankerwickelei, zusammen mit einem Mädchen, das ebenfalls aus Pommern stammte. Am ersten Arbeitstag, es war der 10. Oktober 1947, fragte man uns, warum wir denn hergekommen seien, die Leute hier hätten selbst nichts zu essen, wir würden ihnen noch das letzte bisschen wegnehmen. Da liefen uns die Tränen. Wie gerne wären wir zu Hause geblieben.

In Ahlen kamen wir am Abend an. In Omnibussen wurden wir zur Berufsschule gefahren, wo wir ein Matratzenlager vorfanden. ... Ich fragte den Mann, der uns eingewiesen hatte, ob wir in der Schule bleiben müssten. Er wunderte sich über diese Frage. Da begriff ich, dass ich frei war, und machte mich sofort auf den Weg. ... Bereits nach wenigen Metern wurden meine Schritte schneller und leichter. Ich war frei – und ich war endlich allein. Nach einem Jahr endlich wieder allein. Befreit von der bedrückenden Nähe anderer Menschen, von ihrem Reden, Weinen, ihren Geräuschen, ihrem schweren Atmen, ihrer Angst, befreit von ihrem Schweiß und Gestank, nach Ungewaschenheit und Dreck, befreit von den beobachtenden Blicken und Ermahnungen meiner Mutter, vor allem befreit von dem engen gemeinsamen Schlafen, bei dem wir oft auf derselben Seite hatten liegen müssen, damit wir ineinanderpassten. Erst allmählich begriff mein Körper diese Freiheit. Ich spürte die Luft um mich herum, viel Luft. Ich atmete sie langsam ein. Es war schön, wieder atmen zu können. Ich fühlte mich leicht und schwerelos und fing an zu laufen, bis ich außer Atem war. ■

Im Herbst 1945 machte Kardinal Faulhaber Elisabeth zu Guttenberg den Vorschlag, im Rahmen des Katholischen Frauenbundes eine Hilfsorganisation für die Opfer des Krieges mit aufzubauen. »So machte ich mich auf den Weg. ... Was ich in diesen ersten Tagen meines Münchener Aufenthalts sah, war herzzerreißend. Mit Caritas-Direktor Jandl besuchte ich zahlreiche Flüchtlingslager. (Von 12 Millionen Ostflüchtlingen waren bis 1950 fast 2 Millionen nach Bayern gekommen.) Es war kaum möglich, Unterkünfte im Land zu finden, in denen noch ein Dach die Ankömmlinge vor Wind und Regen schützte. So waren die raren Unterkünfte so überfüllt, dass oft 60 oder mehr Personen – Männer, Frauen, Kinder – in einem Raum von 50 Quadratmetern zusammengepfercht leben mussten. Andere waren in Kellern der Ruinen untergebracht, alle in bejammernswertem Zustand. Auf der Flucht aus dem Osten hatten sie nur das retten können, was sie auf dem Leibe trugen. Inzwischen war ihre Kleidung zerfetzt und zerschlissen. Es gab weder Faden noch Nadel zu kaufen, um die schmutzigen Fetzen zu flicken. Es gab keine Seife in den leeren Geschäften. Ausgezehrte, hungrige Gestalten waren das, die unbedingt richtig und vorsichtig ernährt werden mussten. Womit? Die Nahrungsmittelsituation war verzweifelt. Alte Menschen: hoffnungslos, ohne Zukunft, ohne Trost. Säuglinge, in Zeitungspapier gewickelt; es gab keinen Stoff für Windeln. Und am traurigsten: zahllose elternlose Kinder, noch zu klein, um ihren eigenen Namen zu kennen.« ■

Durch die katastrophalen Lebensumstände, denen die Flüchtlinge in den letzten Wochen ausgeliefert waren, litten viele von ihnen an Flöhen und Läusen: »Die Läuse waren damals ja so etwas wie die Haustiere der Menschen. Wir mussten in diesen Wochen in der Kruppstraße gleich mehrfach zur Entlausungsstation. Es wurde DDT-Pulver verwendet. Am Nacken bekamen wir einen Schlauch in die Kleidung gesteckt, der an einer Art Luftpumpe befestigt war, und dann wurde gepustet, bis der Staub unten an den Schuhen wieder rauskam. Das war eine Generalreinigung, die Läuse waren danach weg. Meistens jedenfalls.«

Linke Seite unten: Entlausung in einem Auffanglager.
Oben: Eines der vielen Flüchtlingslager in Deutschland.

Freiwild

Schätzungen zufolge wurden am Ende des Zweiten Weltkriegs 2 Millionen Frauen durch Soldaten der Roten Armee vergewaltigt, allein in Berlin sollen es 100 000 gewesen sein. Viele von ihnen starben an den ihnen zugefügten Qualen oder begingen Selbstmord. Dennoch war dieses Thema in Deutschland lange tabu. Nicht nur, weil es in der sowjetischen Besatzungszone und späteren DDR verboten war, darüber zu sprechen – diese Gewalttaten passten nicht ins Bild des sozialistischen Brudervolks –, sondern auch, weil die meisten der Frauen aus Scham über das Erlittene lange Zeit schwiegen. Erst durch die Veröffentlichung von Büchern wie »Eine Frau in Berlin« – diese Aufzeichnungen einer Berliner Journalistin aus den letzten Kriegstagen wurden 2008 auch verfilmt – rückte dieses Thema in die Öffentlichkeit.

Nach Ankunft eines Vertriebenentransports am Anhalter Bahnhof in Berlin begleiten Helfer ein junges Mädchen, das während des Transports von polnischen Bewachern vergewaltigt wurde, 1946.

Der mich treibt, ist ein älterer Mensch mit grauen Bartstoppeln, er riecht nach Schnaps und Pferden. ... Er scheint die Beute gar nicht zu sehen. Umso erschreckender sein Stoß, der sie zum Lager treibt.

Augen zu, Zähne fest zusammengebissen. Kein Laut. Bloß als das Unterzeug krachend zerreißt, knirschen unwillkürlich die Zähne. Die letzten heilen Sachen. ...

Erstarrung. Nicht Ekel. Bloß Kälte. Das Rückgrat gefriert, eisige Schwindel kreisen um den Hinterkopf. Ich fühle mich gleiten und fallen, tief, durch die Kissen und Dielen hindurch. In den Boden versinken – so ist das also. ...

Als ich aufstand, Schwindel, Brechreiz. Die Lumpen fielen mir auf die Füße. Ich torkelte durch den Flur ... ins Bad. Erbrechen. Das grüne Gesicht im Spiegel, die Brocken im Becken. Ich hockte auf der Wannenkante, wagte nicht nachzuspülen, da immer wieder Würgen und das Wasser im Spüleimer so knapp.

Sagte dann laut: Verdammt! Und fasste einen Entschluss. Ganz klar: Hier muss ein Wolf her, der mir die Wölfe vom Leibe hält. Offizier, so hoch es geht, Kommandant, General, was ich kriegen kann. Wozu hab ich meinen Grips und mein bisschen Kenntnis der Feindsprache? ■

Das Schlimmste war, dass die Russen vier Wochen lang freie Bahn hatten. Wir waren vogelfrei, besonders wir jungen Mädchen. Die Kinder, die im Sommer auf der Straße »Uri, Uri!« und »Frau, komm!« spielten, wussten genau, was das bedeutete. Sie hatten zuschauen müssen, was die Russen mit ihren Müttern und Schwestern anstellten.

Russische Soldaten nach ihrem Einmarsch in Berlin, April 1945.

Ich muss schon sagen: Das nächtliche Warten auf Bomben oder Granaten finde ich viel weniger nervenaufreibend als das auf fremde Männer. Ich hab halt vor explodierendem Eisen viel weniger Angst als vor explodierenden Menschen.

Der Hals war mir trocken vor Spannung, als ich in die Wohnstraße meiner Freundin einbog. Wenn man einander zwei Monate nicht gesehen hat – und was für Monate! –, so weiß man ja nicht, ob die Häuser noch stehen und die Menschen noch am Leben sind. ... Klopfen und Rufen. Ich gebe mich zu erkennen. Drinnen ein Freudenschrei. Wieder Umarmung mit einer Frau, mit der ich sonst höchstens einen Händedruck tauschte. Der Mann ruft: »So was! Da kommt sie angetänzelt, als ob gar nichts wäre!«

Hastig wechseln Ilse und ich die ersten Sätze: »Wie oft geschändet, Ilse?« – »Viermal, und du?« – »Keine Ahnung, hab mich vom Train zum Major hochdienen müssen.«

Wir sitzen in der Küche beisammen, trinken echten Tee, zur Feier des Tages herausgekramt, essen Marmeladenbrot dazu, berichten. ... Während wir das Thema beim Wickel hatten, verzog sich Ilses Mann. ... Ilse grinste hinter ihm her: »Tja, das kann er nicht gut hören.« Er quält sich mit Selbstvorwürfen, weil er tatenlos im Keller zurückblieb, während die Iwans seine Frau zwischenhatten. Bei der ersten Vergewaltigung im Keller war er sogar in Hörweite. Es muss ein sonderbares Gefühl für ihn gewesen sein. ■

Hoffnung auf den Neubeginn

Am 8. Mai 1945 kapitulierte Hitlerdeutschland, aber bereits am 28. April – nach dem Einmarsch der Roten Armee in die Reichshauptstadt – hatte der sowjetische Stadtkommandant Generaloberst Bersarin im Befehl Nr. 1 verfügt, dass der Betrieb von Vergnügungsstätten (Kino, Theater, Zirkus, Stadion), von Restaurants und Gaststätten sowie Gottesdienste in den Kirchen bis 21 Uhr Berliner Zeit erlaubt seien. Bei der Einführung des neuen Magistrats am 19. Mai verkündete er, die Künste hätten die Aufgabe, der Bevölkerung, »die gut und hart arbeiten wird, die Möglichkeit zu geben, Befriedigung und Entspannung zu finden«. Inmitten der Ruinen öffneten bald wieder Cafés, Bars und Tanzgaststätten; und schon Mitte Mai spielten 30, Ende Juni 127 Kinos. Diese Inseln der Unterhaltung und kurzweiligen Vergnügen im überaus anstrengenden Alltag mit all seinen Beschwernissen nährten bei vielen die Hoffnung auf einen Neubeginn und ein normales Leben.

Von den vier Militärregierungen war es zunächst vor allem die Sowjetische Militäradministration (SMAD), die sich von der Kultur anhaltenden erzieherischen Erfolg bei der Abkehr vom nationalsozialistischen Gedankengut erhoffte. Mit hoher Bildung ausgestattete Offiziere sollten diese Entwicklung in der SBZ und in Berlin in Gang setzen. Mit Unterstützung beim Wiederaufbau der Spielstätten, aber auch mit Sonderzuteilungen von Lebensmitteln versuchten sie, die Künstler für ihre Sache zu gewinnen. Zunächst durchaus erfolgreich. Mit einiger Verzögerung zogen die westlichen Alliierten nach. Lizenzen, nicht nur für politische Tageszeitungen, sondern ebenfalls für Modemagazine, Kunstzeitschriften oder Frauenzeitschriften, wurden erteilt. Auch Sportvereine konnten ihre Tätigkeit wieder aufnehmen. Um die deutsche Bevölkerung mit amerikanischer Kultur und Politik bekannt zu machen, wurden Clubs für Jugendliche gegründet, »Amerika-Häuser« eröffneten in München, Berlin, Wien.

Überall in Deutschland kamen die Menschen in den Jahren 1945 bis 1948 in den Genuss einer erstaunlichen kulturellen Vielfalt. Künstler jeder Couleur fanden sich zusammen in provisorisch hergerichteten Häusern oder privaten Räumen, in Kellern oder auch im Freien. Sie spielten Theater, musizierten, gründeten Kabaretts und luden ein zu Lesungen oder Kunstausstellungen. Halb verhungert und in ungeheizten Räumen brachten sie dennoch Großartiges zustande, vereint in der Begeisterung für den Neuanfang nach einer düsteren Zeit. Die während der Nazidiktatur verbotenen Werke jüdischer Künstler waren wieder zu hören und zu sehen, man fand Anschluss an die bis dahin unbekannte westliche Kultur und entdeckte die von den Nazis als »entartet« verfemten Künstler wieder, die zu Beginn des Jahrhunderts der Kunst entscheidende Impulse gegeben hatten.

Hunderttausende strömten in die Kinos der Städte, sahen vorwiegend »nazifreie« Ufa-Filme wie »Träumerei« über Clara und Robert Schumann, »Große Freiheit Nr. 7« mit Hans Albers und amerikanische Unterhaltungsfilme. Auch neue deutsche Filme entstanden wieder. Die »deutschen Köpfe vom Faschismus befreien«, lautete das erklärte Ziel der von der SMAD im Mai 1946 gegründeten DEFA (Deutsche Film AG). Regisseur Wolfgang Staudte drehte hier mit »Die Mörder sind unter uns« seinen ersten Nachkriegsfilm, nachdem sein Vorhaben zuvor von allen drei Westalliierten abgelehnt worden war – die Auseinandersetzung mit der jüngsten deutschen Geschichte sollte in Zeiten des Kalten Krieges noch lange ein schwieriges Kapitel bleiben.

Endlich wieder tanzen gehen

Nach dem Verstummen der Alarmsirenen wollten die Menschen wieder das Leben spüren, schon 1945 wurde allein in Berlin an nahezu 200 Orten Theater gespielt, getanzt, gesungen und musiziert. In den Wohnungen – oder was davon noch übrig war – kam man zu kleinen privaten Konzerten oder Lesungen zusammen, auf den Höfen und in den Gärten feierte man Feste, und auf den Sportplätzen herrschte wieder Betrieb. Bereits im August 1946 fanden in Frankfurt am Main deutsche Leichtathletikmeisterschaften der drei westlichen Besatzungszonen und in Berlin die der SBZ statt.

Endlos die leeren Straßen. Plötzlich ungewohnte Menschenfülle, wohl 20, 30 Mann, sie quellen aus einem Kino, in dem ein Russenfilm namens »Tschapajew« läuft, wie handgemalte Zettel melden. ... An den Mauern kleben bunte, handgekleckste Plakate, die Varietéprogramme in verschiedensten Wirtshaussälen ankünden. Die Artisten sind die Ersten auf dem Plan. ■

Plötzlich hatten die Zeitungen wieder einen Vergnügungsteil, und dazwischen fand man Annoncen wie »Scala sucht Girls«, Größe nicht unter 1,62, »junge Refrainsängerin sucht Anschluss an bekannte Tanzkapelle« oder »Hebbel-Theater sucht dringend Hobelbänke«. Oder »Jeder Besucher des Schlosspark-Theaters wird gebeten, einen Nagel mitzubringen.« ■

Kinobesuche standen ganz oben bei den Berlinern. Oft gingen wir sogar zweimal in der Woche ins Kino, auch wenn wir nicht selten nach Karten anstehen mussten. Endlich konnten wir auch amerikanische, englische und französische Filme sehen. In »Das zauberhafte Land« und »Mädchen im Rampenlicht« begeisterte mich Judy Garland und ihre großartigen Stimme. ■

»Herrliche Zeiten«, ein Film über 50 Jahre Filmgeschichte, kam 1950 in die westdeutschen Kinos.

Am 2. April 1946 begann der Zirkus Busch die erste Tournee durch den Ostteil Deutschlands. Schon Tage später war der Zirkus in Ostberlin. ... Die Menschen, hungrig nach Abwechslung und wenigstens ein paar Stunden Lachen, kamen in Strömen. Jede Aufführung war überfüllt.

Kunstschwimmen für eine heiße Suppe

Als ich im März 1946 nach München zurückkam, meldete ich mich sofort wieder bei meinem Schwimmverein, denn ich begeisterte mich für Kunstschwimmen. Wie ich das harte Training, vor allem die Tauchübungen zweimal wöchentlich, und den langen Weg ins Müllersche Volksbad mit hungrigem Magen überstand, weiß ich heute nicht mehr. Mein erster Auftritt war 1946 im Dante-Bad, bei 16 Grad kaltem Wasser, denn beheizte Becken standen damals natürlich nicht zur Verfügung.

1947 durften wir zu den ersten Deutschen Meisterschaften nach dem Krieg in Frankfurt. Einheitliche weiße Bademützen nähten wir selbst, schwarze Badeanzüge aus kratzender Wolle bekamen wir von irgendwoher. Ein gewisser Mr. Summer, Amerikaner, begeisterte sich für unseren Sport. Er beschaffte uns aus Amerika blaue Gummi-Bademützen. Zudem vermittelte er uns Einladungen bei den Amerikanern am Rießersee, Eibsee und in Bad Tölz. Wir zitterten gern im Wasser bei der Aussicht auf eine warme Mahlzeit nach der Vorführung. ■

Das war schon was!

Man versuchte, an die früheren Tanzveranstaltungen anzuknüpfen. Da gab es einen Stehgeiger, ein dürres, schmächtiges Bürschchen in alter Militäruniform, der mit seinen paar Mann eine Musik hinlegte, dass wir alle ganz entrückt waren. Die damals gängigen »Amischlager«, dazu »erlaubte« alte deutsche Ohrwürmer – wir schwebten nur so über die Tanzflächen. Und dann auch immer die Vorstellung eines anderen Kleides, ob nun geändert oder umgefärbt, das war schon was! ■

»Ja, es wird wieder etwas werden!«

Brigitte Almassy, *1919, erlebte das Kriegsende in Kematen, Österreich

Von Jänner 1945 bis August 1946 lebte ich in Kematen an der Krems in Oberösterreich bei Wirtsleuten in einem im Krieg stillgelegten Wirtshaus, dorthin sind meine Mutter und ich mit meiner sechs Monate alten Tochter evakuiert worden. Ich hatte die Flucht aus Wien so lange hinausgeschoben, weil ich beim ersten Kind wegen der hygienischen Bedingungen auf dem Land sehr besorgt war. Bis eine Bombe in das Haus vis-à-vis eingeschlagen hat: Das war ein fürchterlicher Krach, bei uns sind alle Fensterscheiben zu Bruch gegangen – da hab ich die Flucht ergriffen. Alles war schon griffbereit fertig gepackt und wir sind mit dem letzten Zugtransport, der nach einem großen Bombenangriff über Linz noch gegangen ist, aufs Land geflüchtet.

Mit der Wirtin haben wir uns sehr gut verstanden, und ich habe den ganzen Tag mit meiner Tochter verbracht. Dem Kind ist es dort großartig gegangen. Ich hatte eine Schulfreundin aus der Volksschule, die hatte einen kleinen Sohn, der ist in Wien 1945 verhungert. Wir waren auf dem Land hingegen immer versorgt. Dass ich schön singen konnte, hat mir diesbezüglich sehr gute Dienste erwiesen: Jeden Sonntag habe ich in der Kirche gesungen, und das hat den Bauern so gut gefallen, dass sie mir zum Dank Milch, Speck, Butter, Eier, Geselchtes oder einen Korb Kirschen geschenkt haben.

In der Zeit, an die die meisten Überlebenden die furchtbarsten Erinnerungen haben, hatte ich also großes Glück, nicht in der Stadt zu sein. 1946 haben die Wirtsleute wieder begonnen, ihr Gasthaus zu betreiben, und wir sind im August wieder nach Wien zurück, in die Wohnung meiner Eltern im 5. Bezirk in der Hamburger Straße. Sie war halbwegs wieder instandgebracht worden, nachdem Besatzungsleute dort gewohnt hatten. Der erste Eindruck von der Stadt war furchtbar: der zerbombte Stephansdom, die Staatsoper, mein Gott ... ich war geschockt. Dass sie das in so kurzer Zeit wieder so aufgebaut haben ... Man hat damals gespendet, gesammelt für diese Kirche, alle haben mitgeholfen und gehofft, sie schaffen es. Unser Geschäft betreffend, haben wir großes Glück gehabt: Die Trafik liegt direkt neben dem Dom und trotzdem ist sie bei den Bombardements heil geblieben.

Nach der Rückkehr habe ich das zweite Baby bekommen – das sollte unbedingt in Wien geboren werden, damit es ein Wiener Kind ist! Ich habe dann wieder im Tabakwarenladen gearbeitet, 1948 habe ich das Geschäft dann alleine übernommen. Meine Schwester, die Schauspielerin Susanne von Almassy, kam 1948 von Hamburg nach Wien und hat dann auch bei uns gelebt. In der ersten Zeit hatte ich nicht viel Kontakt zu anderen Menschen außerhalb meiner Familie. Jeder hat geschaut, dass er seine eigenen Dinge auf die Reihe bekommt. Freunde hatte ich kaum mehr, die meisten waren im Krieg gefallen.

Mein Mann, wir hatten 1941 geheiratet, hat im Krieg einen Lungendurchschuss erlitten und ist nach dem Krieg drei Jahre lungenkrank im Spital gewesen, ich und die Kinder konnten in der Zeit nicht zu ihm. An dem Tag, als er als geheilt galt und ich ihn abholen sollte, kam ich in sein Zimmer, und es war niemand da. Ich dachte, er wird bei der Abmeldung sein. Dann kam ein Arzt und hat mir mitgeteilt, dass mein Mann durch die Aufregung, endlich wieder heimzudürfen, in der Nacht einen Blutsturz bekommen hatte und gestorben war. Das war ein echter Schlag für mich: Zuerst war er im Krieg, dann krank und dann überhaupt weg. Die Kinder kennen ihn eigentlich nicht, ich habe sie, ohne ihn, mithilfe meines eigenen Vaters aufgezogen.

Ich habe die Trafik – 1948 habe ich sie von meinem Vater übernommen – zeitlebens sehr geliebt, weil sie mich vor so vielen Krisen bewahrt hat, vor allem nach dem Krieg, wo man noch nichts bekommen hat. Es ging uns durch das Geschäft immer vergleichsweise gut. Das, was ich an Lebensmitteln und anderen Dingen brauchte, habe ich eigentlich immer bekommen. Es ist sich immer irgendwie ausgegangen, dass wir genug zum Leben hatten. Was zu wenig war, habe ich mir dazu »geschleichhandelt« – heute, nach 60 Jahren, darf man das ja sagen. Da weder ich noch meine Mutter selbst geraucht haben, haben wir Zigaretten angesammelt, mit denen bin ich dann ins Café Kettenbrücke gegangen und habe sie gegen Lebensmittel eingetauscht. Die Kleine habe ich lange gestillt, Äpfel habe ich ausgepresst, um ein paar Tropfen Saft für die Kinder zu haben. Sonst hatten wir noch die Carepakete und die Ausspeisungen. Ich kann heute noch keinen Curry riechen, weil wir einmal irrtümlich ein Carepaket voll mit Currypulver bekommen haben! Angezogen haben wir das, was wir eben hatten. Bis wir wieder etwas wirklich Schönes anzuziehen hatten, hat es ganz schön lange gedauert. Aber auf das Äußere hat damals auch niemand so geschaut. Man hatte ja gar keine Gelegenheit, groß wegzugehen, und ich wäre wegen der Kinder ohnehin nicht ausgegangen.

Bei einem Abendessen bei einem Bekannten habe ich einen freundlichen Amerikaner kennengelernt, von dem ich die besten Lebensmittel aus dem PX bekommen habe, einer Art Supermarkt für Amerikaner, dort wo heute die Nationalbank steht. Durch diese Bekanntschaft konnte ich in der Familie Naturalien beisteuern, da haben wir alle davon gelebt. Dort habe ich zum Beispiel herrliche »Toddy-Milch«, eine Art Kakaomilch, bekommen! Auch zum Anziehen für die Kinder hat man dort kaufen können. Wir hatten Kontakt, bis der Staatsvertrag 1955 unterzeichnet wurde und die Amerikaner das Land verließen.

In der ersten Zeit haben wir in der Trafik von Formularen gelebt: Es gab Antragsformulare für Kleider, Fleischmarken, werdende und stillende Mütter, alte Leute ... die musste man ausfüllen, um die Dinge dann zu bekommen. Ich sehe diese Formulare heute noch vor mir auf der Budel [Tresen, Verkaufstisch] liegen. Dann haben wir Zigaretten zum Verkauf bekommen, dabei wurde berücksichtigt, ob die Trafik einem Mann oder einer Frau gehörte; Männer haben mehr zugestanden bekommen als Frauen. Und für Zigaretten haben die Leute immer Geld gehabt! Damals konnte man die einzeln kaufen. Wir hatten die in Hunderterpäckchen vor uns stehen, und die Kunden konnten sich aussuchen, wie viele sie von welcher Sorte haben wollten.

Während wir in der Evakuierung waren, hat eine Verschleißerin sich um das Geschäft gekümmert – so nennt man das Personal in Trafiken. Diese Angestellte hatte vor dem Krieg eine eigene Trafik, aber es gab zu Kriegsbeginn eine Verordnung, dass, wenn der Besitzer eine Frau war, die Trafik geschlossen werden musste, aber wenn sie einem Mann gehörte, durfte der Betrieb bleiben. Deshalb war unsere Verschleißerin sehr froh, dass sie bei uns untergekommen war, und wie der Krieg aus war, hat sie ihr eigenes Geschäft wieder weiterbetrieben.

1948 ungefähr hat dann langsam der Fremdenverkehr wieder begonnen, die Touristen wollten sehen, wie die Stadt aussah. Da sind auch die ersten Vertreter gekommen, die uns kleine Andenken zum Verkauf im Geschäft angeboten haben. Das war ein Zeichen für uns, dass wir dachten: Ja, es wird wieder etwas werden!

1948 habe ich mich bei Professor Ernst Marischka in der Operettenschule an der Musikakademie einschreiben lassen. Das Singen hat mir immer großen Spaß gemacht. Zeitlich konnte ich mir das nur leisten, weil meine Mama währenddessen auf die Kinder aufgepasst hat. Bei einem unserer Gesangsabende saß Professor Robert Stolz im Publikum und hat mich nachher angesprochen, ich solle ihm vorsingen kommen, sie würden bei der Wiener Eisrevue eine Conferencière suchen. Die Wiener Eisrevue war nach dem Krieg eine der wichtigsten kulturellen »Botschafterinnen« für Österreich im Ausland, vergleichbar mit den Wiener Sängerknaben. Dieses Vorsingen war das einzige Mal, wo ich so richtig aufgeregt war. Dann hab ich ihm »Du sollst der Kaiser meiner Seele sein« vorgeträllert, sie haben mich auf den Eislaufplatz eingeladen – und so bin ich 1953/54 mit der Eisrevue auf Tournee gefahren. Die Kinder waren in dieser Zeit im Internat, deshalb konnte ich mitmachen.

Ich wäre gerne Sängerin geworden, aber durch den Krieg und die Kinder hat sich das nicht ergeben. Aber ich bin im Nachhinein ganz froh darüber: Ich war immer glücklich mit dem Geschäft, weil ich wusste, es wird mich immer ernähren. Heute leitet es meine Tochter, aber ich bin es gewöhnt, zu schauen, ob alles so läuft, wie es gehört.

Nicht alle hatten alles verloren – auf dem Weg zu einer Abendveranstaltung in München, 1947.

In der Deutschen Staatsoper, die seinerzeit im Admiralspalast spielte, sahen wir »Die Entführung aus dem Serail« – einmalig! Erna Berger und Rita Streich, zusammen mit Peter Anders. Große Namen. Und erschwingliche Eintrittspreise. Wir besuchten die Neue Scala, das Palast-Varieté und immer wieder die zahlreichen wiedereröffneten Tanzgaststätten. Auf den Studentenbällen der Technischen Universität, wo mein Freund studierte, herrschte heiteres, fröhliches Treiben, wenn auch der Magen oft genug knurrte. Aber wir waren jung, voller Optimismus – das Leben lag vor uns –, es konnte ja nur besser werden! ■

Die letzten Kriegstage und das erste schwere Nachkriegsjahr lagen hinter uns. Jetzt forderte die Jugend ihr Recht. Zu romantischen Klängen der »Capri-Fischer«, »Sentimental Journey«, »Ramona« oder »Symphonie« schwebten wir über die wiedereröffneten Tanzflächen. Wir hatten großen Nachholbedarf.

Das erste Nachkriegsbier

Als Erstes ging ich rüber in die ehemalige Gaststätte Siebenbrunn, die bei den Fliegerangriffen viele Treffer abbekommen hat. Nun stand das Haus leer, und in diesem Moment fasste ich den Entschluss, diese ehrwürdige Waldwirtschaft mithilfe meines Vaters wieder aufzubauen. ... Ich setzte es Stück für Stück zusammen und hoffte, dass ich von der Militärregierung die Lizenz dafür bekam, Flaschenbier zu verkaufen. Leider war das anfangs nicht möglich, denn die Brauereien mussten auch erst einmal die Brauerlaubnis haben, die gab es zunächst nur für Dünnbier. ...
Die ganze Nachbarschaft, alle warteten mit Krügen und Eimern in der Hand auf das erste Dünnbier. Wir zapften das Fass an, jeder nahm gleich einen richtigen Schluck und jemand sagte: »Kalbin, du bist unsere Wirtin. Du hast uns das erste Bier vom Fass im Frieden gebracht.«

Mit zwei Freundinnen meldete ich mich 1947 in der Tanzschule »Valenci« zu einem Kurs an. Mein Vater erklärte, dass angesichts der nackten Not der Besuch einer Tanzschule völlig unangebracht sei und er für diesen Unsinn kein Geld gäbe. Doch meine Tante zahlte 50 RM für den Kurs.

Die Musik der Freiheit

Die herrschaftliche Villa Possartstraße 31 wurde zum Clubhaus von *German Youth Activity* (GYA). Die Amerikaner bestimmten ein Gründungspräsidium und – heute würde man sagen – einen Frauenbeauftragten für die Mädchen und einen Männerbeauftragten für die Buben. Larry Grabowsky sorgte dafür, dass am Samstagabend eine Jazzband lautstark zu Boogie-Woogie, Bebop und Jitterbug aufspielte. Wochentags kam der Plattenspieler nicht zur Ruhe. Der Jazz, die Musik der Freiheit, durchbebte die Villa mit seinen Prachtstücken. Welch ein Kontrast zu den hausbackenen spießig-biederen Songs der Nazi-Musikunterhaltung, zu unseren Blut-und-Boden-Gesängen, Lagerzirkusliedern, zu »Schwarzbraun ist die Haselnuss«, »Das kann doch einen Seemann nicht erschüttern«, zum »Westerwald«, zu »Wildgänse rauschen durch die Nacht«! – Benötigten die Gegner »fünf Wochen für den Sieg über die deutsche Frau«, genügten für uns fünf Minuten, und wir waren bedingungslos zu Glenn Miller, Benny Goodman, Duke Ellington, Louis Armstrong, Lionel Hampton, Harry James, Count Basie, Irving Berlin, Cole Porter, Richard Rodgers u.v.a. übergelaufen. ■

Den schweren Zeiten zum Trotz – Sehnsucht nach Leichtigkeit und Entspannung.

Romantik zur Stromsperrenzeit

Die Elektrizitätsgesellschaft Berlins sah sich Ende Januar 1947 gezwungen, die Stromzufuhr erheblich zu reduzieren. Im sowjetischen Sektor gab es vier Stunden, im amerikanischen und französischen acht Stunden, im britischen sogar 14 Stunden keinen Strom. Trotzdem feierte Berlin Fasching. Wer irgendwie konnte, ging in ein Tanzlokal, trank etwas, tanzte, versuchte, ein paar Stunden lang alles zu vergessen. Meist ging der Tanz bei Kerzenschein vor sich. Das schadete gar nichts, im Gegenteil, das war umso romantischer. ■

Eistanz für ein Butterbrot

Im Winter 1947 erzählte meine Schulfreundin, dass Lydia Veicht, die fünffache deutsche Eislaufmeisterin, im Prinzregentenstadion eine Eisrevue zusammenstellt. Die Schule kann wieder nicht geheizt werden, wir haben Kohleferien, also gehen wir dorthin, um uns das anzuschauen. Es stellt sich heraus, dass der Revue noch zwei Mädchen fehlen. Alles geht jetzt blitzschnell. Ihr könnt mitmachen, sagt der Leiter, der uns vom Eislaufverein kennt. ... Natürlich kann ich nicht mit den alten braunen Stiefeln meiner Mutter auftreten. Lydia leiht mir ein paar weiße von sich. Die sind mir sehr knapp, und vom ersten Tag an habe ich Blasen an den Zehen. Den ganzen Winter heilen sie nicht zu. Ich beiße die Zähne zusammen, denn andere Stiefel gibt es nicht für mich. Ich erhalte 50 RM pro Abendauftritt und kaufe als Erstes für 200 RM auf dem Schwarzmarkt ein halbes Pfund Butter. Ein dickes Butterbrot ist jahrelang ein unerfüllbarer Traum gewesen. ■

Von Breslau nach Dillingen an der Donau

Christine Razum, *1923, erlebte das Kriegsende in Dillingen

Geboren 1923 in Sprottau/Niederschlesien, hatte ich mit meiner Familie in Breslau gelebt. Seit meiner Flucht von dort im Januar 1945 hatte ich jeden Kontakt zu meinen Leuten verloren. Mir war nur eine Freundin geblieben, die mit mir in Dillingen an der Donau gelandet war. Dort wurden wir zur Arbeit ins Wehrmachtslazarett einberufen und in 14 Tagen zur Hilfskrankenschwester ausgebildet. Nach der abenteuerlichen Flucht mit der Bahn und zu Fuß unter Tieffliegerbeschuss bedeutete die Arbeit im Lazarett für uns auch, ein Bett und Essen zu haben. Am 22. April marschierten die Amerikaner in Dillingen ein, das Lazarett wurde Ende Juni aufgelöst und wir Krankenschwestern im Lastwagen in ein Lager nach Ulm transportiert.

Nach zwei Wochen mussten wir 21 Krankenschwestern vor einem amerikanischen Offizier antreten, der uns vor der Entlassung verhörte. Vor mir befragte er Schwester Liesl aus Tegernsee, ein urbayrisches Dirndl: »Würden Sie einen Juden heiraten?« »Mei, wann er hübsch ist und vui Geld hat, sofort.« Dann sah er in meine Papiere, sah, dass ich aus Schlesien kam: »Na, Sie Nazischwester?« Ich weiß nicht, wie er darauf kam, so etwas zu sagen! Halt den Mund, dachte ich fassungslos. Ein falsches Wort, und man behält dich da.

Jetzt war ich verunsichert. Wir stiegen alle wieder auf die Lastwagen – niemand von uns wusste, wo es hinging –, ich bin dann in Ulm abgesprungen und rief meiner Freundin zu, dass ich am Abend in Dillingen sei. Ulm war völlig zerstört, nur der Turm vom Münster stand noch. Dort traf ich tatsächlich den Küster, der mir viel erzählte über die Stadt und die Kirche, von der ich während meines Studiums nur Abbildungen gesehen hatte. Später ging es per Anhalter – auf verschiedenen Herrenfahrrädern – zurück nach Dillingen. Aber das Lazarett existierte nicht mehr. So ging ich zum Bürgermeister, schlug ihm vor, an der Schule Deutsch zu unterrichten, ich hätte zwei Semester Germanistik studiert. Darauf sagte er zu mir: »Sie können ja nicht mal unsere Sprache.« Auf meine Frage, was ich denn machen sollte, kam die Antwort: »Gehen Sie doch da hin, wo Sie hergekommen sind.« Ich stand auf der Straße und habe geheult. Ich hatte nur das, was ich am Leibe trug, keine Aufenthaltsgenehmigung und somit auch keine Lebensmittelkarten. Da riet mir ein Passant, der wohl Mitleid hatte, zur alten Arbeitsstelle zu gehen, dort ziehe gerade die UNRRA ein. Das war eine internationale Organisation, die sich um die medizinische Versorgung ehemaliger Zwangsarbeiter und Entlassener aus Konzentrationslagern kümmerte. Die Oberärztin, eine Kanadierin, stellte mich als Nachtschwester ein, alle 14 Tage eine freie Nacht. Ich war dankbar. Es war eine Aufgabe, die viel Kraft kostete, physisch und auch psychisch. Wir betreuten Schwerkranke aus dem KZ Dachau, und ich hatte ja nur eine zweiwöchige Ausbildung als Hilfsschwester hinter mir. Oft fühlte ich mich völlig hilflos, wenn ich von Einzelnen hörte, was sie Schreckliches erlebt hatten.

Im Frühjahr 1946 erhielt ich über den Suchdienst des Roten Kreuzes in Bayern eine telegrafische Suchanzeige von Dr. Baumgart, bei dem ich an der Universität Breslau meine ersten Vorlesungen in Theaterwissenschaft gehört hatte: »Habe Professur an der Universität Erlangen. Theaterwissenschaft. Hier hochinteressantes Theater. Empfehle zu kommen. Herzliche Grüße«. Er hatte nur meinen Namen – ein Wunder, dass das Telegramm mich tatsächlich erreichte. Zum Sommersemester 1946 bin ich nach Erlangen gegangen. Ich hatte 150 Mark gespart. Zunächst konnte ich von montags bis freitags zum Schlafen eine Couch im Wohnzimmer einer Familie mieten – ohne Bad- und Küchenbenutzung. Körperpflege erledigte ich in der Uni oder bei Bekannten. In Erlangen, das kaum zerstört war, hatten früher 600 Studenten studiert, nach dem Krieg zählte man 6 000. Professor Baumgart, Flüchtling aus Breslau wie ich, wohnte mit seiner Frau in einem Zimmer im Haus eines Kollegen. Als er mich und meine Freundin zu einer Wiedersehensfeier einlud, mussten wir zwei Studentinnen gemeinsam aus einer Tasse, der Professor und seine Frau aus der anderen Tasse den Tee trinken. Der Kollege hatte ihm nur zwei Tassen zugeteilt.

Mir kam dann der Gedanke, dass mein Freund Karl, ein Arzt, den ich aus dem Lazarett in Dillingen kannte, mir den Blinddarm operieren könnte, damit ich ein Bett im Krankenhaus bekäme. Er fand das ziemlich absurd, trat mir dann sein Zimmer ab, als er nach München ging. Die Wirtin willigte unter der Bedingung ein, dass er weiterhin monatlich Mehl und Fett lieferte; er kam von einem Bauernhof.

Christine Razum als Laura in Tennessee Williams »Glasmenagerie«.

Wir alle hatten damals Hunger. Zum Glück gab es die Hoover-Speise, die in der Mensa ausgegeben wurde. Einmal bekamen wir Maisgrieß – mit rosa Maden! Wir aßen ihn trotzdem und garnierten die Maden auf dem Tellerrand.

All diese Schwierigkeiten aber haben es nicht vermocht, uns den Elan und die Begeisterung für unser Studium zu nehmen. Wir waren begierig, Texte von modernen Autoren kennenzulernen, oder von denen, die während der Nazizeit verboten waren. Als wir uns mit Gerhart Hauptmann oder anderen uns bekannten Dramatikern beschäftigen sollten, sagten wir unserem Professor, dass uns ganz andere Autoren interessierten. Er schlug vor, es mit »Gas« von Georg Kaiser zu versuchen. Erstmals näherten wir uns so dem Expressionismus. Unsere Neugier war noch mehr auf zeitgenössische internationale Dramatik gerichtet, und wir beschlossen, eine Studentenbühne zu gründen. Wir hatten von Anouilhs »Antigone« gehört und fragten mutig beim Münchener Verleger Kurt Desch wegen der Rechte an. Wir bekamen sie, und Professor Leibbrand von der Uni, zugleich der Direktor der Heil- und Pflegeanstalt, stellte uns die Bühne seines Hauses zur Verfügung. Im Juli 1946 hatte dort Anouilhs »Antigone« Premiere. Im Programmzettel standen nur die dramatischen Personen, ohne Nennung der Spieler. Germanisten, Romanisten, Anglisten, Pharmazeuten etc. traten als Kollektiv auf. Alle waren mit der gleichen Begeisterung dabei, sonst hätte das auch nicht funktioniert. Jeder versuchte, sich auf seine Weise nützlich zu machen – nicht nur zu spielen. Wir mussten unendlich improvisieren, hatten zum Beispiel kein Material für Kulissen. Da war Kreativität gefragt. Kostüme gab es auch keine, wir standen alle mit unseren eigenen Sachen auf der Bühne.

Das Markgrafentheater Erlangen mit seinem künstlerischen Leiter Dr. Hannes Razum interessierte sich für unsere Aufführungen und riet zum Austausch mit Studentenbühnen in den anderen Zonen. Vom amerikanischen Kulturoffizier kam auf Razums und unsere Bitte um finanzielle Unterstützung die Anregung, ausländische Studentenbühnen einzuladen. So begannen die jährlichen internationalen Treffen der Studentenbühnen, die bis 1968 stattfanden.

Inzwischen war die Erlanger Studentenbühne längst ständiger Gast auf der Bühne des Markgrafentheaters. Und Hannes Razum wurde von uns in Nachhilfe zur Regie benötigt. Zum ersten Mal war das für die Aufführung von Tennessee Williams »Glasmenagerie«, das war 1948. Ich durfte die Laura spielen. Dafür benötigte ich ein »schönes« Kleid, das ich in der Szene tragen sollte, wenn Laura mit Jim tanzt. Woher nehmen? Es war noch die Zeit der Kleiderkarten. Aber durch eine Umfrage bei Nicht-Flüchtlingen oder Bomben-Verschonten bekam ich ein wunderschönes dunkelblaues Samtkleid geliehen.

1949 machte ich meinen Studienabschluss, heiratete Hannes Razum und ging mit ihm ins Rheinland. Auch heute noch verfolge ich mit kritischer Aufmerksamkeit die Entwicklungen des Theaters.

Lust auf Kultur mit leerem Magen

Die Sommermonate des Jahres 1945 waren eine Zeit des Aufbruchs auf den verschiedenen Gebieten der Kunst und Kultur. Überall in Deutschland fanden sich Künstler zusammen, um den Kulturbetrieb wieder lebendig werden zu lassen. Es gab erste Konzerte und Opernpremieren, Ballettabende und Theateraufführungen. Auf den Bühnen spielte man moderne westliche Autoren wie Sartre, Giraudoux, Williams oder O'Neill, und in neu eröffneten Kunstgalerien sah man Werke der in Nazideutschland als entartet denunzierten modernen Kunst. 1946 fanden auch wieder große überregionale Ausstellungen statt: »Moderne französische Malerei« im Berliner Stadtschloss, »Neue Deutsche Kunst« in Konstanz und die »Allgemeine Deutsche Kunstausstellung« in Dresden. An dieser ersten Dresdener Ausstellung nahmen auch Künstler aus den westlichen Besatzungszonen teil, die zur zweiten im Jahr 1949 schon nicht mehr eingeladen wurden – zur einzig gültigen Kunstform hatte man zu der Zeit in der DDR bereits den sozialistischen Realismus erklärt.

Ich fragte sie, ob sie schon wüsste, was mit ihrer Buchhandlung los sei. »Ende April abgebrannt«, war die knappe Antwort. Trotzdem sah die Buchhändlerin optimistisch in die Zukunft. Im Keller, so sagte sie, hätte sie eine Riesenkiste voller Bücher durchs Dritte Reich gerettet – meist »verbotene« Literatur. Das heißt, was man bei uns 1933 verboten hat: erst die Bücher von den Juden und Emigranten, später die Bücher unserer Kriegsgegner. »Danach giepern doch jetzt die Leute«, meinte die Buchhändlerin. »Wir werden in unserem Geschäft eine Ecke aufmauern und darin eine Leihbücherei einrichten, mit hohem Pfandgeld natürlich, sonst sind unsere Bücher gleich futsch.« Ich habe mich dann als erste Leserin angemeldet, hatte allerlei nachzuholen.

Ausstellung von Kunstwerken, die von den Nationalsozialisten als »entartet« verfemt wurden, Stuttgart 1947.

Gerd Hartung auf einer Modenschau Ende der Vierzigerjahre. Hartungs Modezeichnungen wurden in Frauenzeitschriften wie »Constanze« abgedruckt.

Wie im richtigen Leben

Meine Freundin will unbedingt eine Oper sehen. Wir stellen uns also schon vor sieben Uhr früh bei der Vorverkaufsstelle am Kurfürstenplatz an und nehmen in Kauf, zu spät in die Schule zu kommen. Man muss nehmen, was es gibt, und für uns gibt es zwei Karten für »Fidelio«. Helena Braun singt die Leonore. Es gefällt mir überhaupt nicht. Die Gefangenen in Sack und Asche, alles traurig, alles düster und verzweifelt. Das ist ja wie im richtigen Leben. ■

Erinnerungen der Münchener Fotografin Gabi Gräfin von Arnim

Die Zugewandtheit der Menschen in diesen Jahren war ein besonderes Glück. Wir erfuhren, wenn wir abends mit Freunden zusammen waren, dass die Zeit nicht für uns allein so schwierig war. An Bewirtung gab es fast nichts, aber die Gespräche waren lebhaft; ein kulturelles Leben fing wieder an, jeder war interessiert. Unser Bedürfnis nach Theater und Konzerten war groß. Es gab damals schon ab und zu Vorträge und Dichterlesungen, auch Bach-Konzerte, zu denen wir mit dem Fahrrad die weitesten Entfernungen zurücklegten. Wir waren aufgeschlossen, und soweit unsere Kräfte reichten, genossen wir die Vergnügungen.

Neues auf Münchener Bühnen

Aufgewühlt verfolgte ich im provisorisch zusammengezimmerten »Theater am Brunnenhof« in der zerbombten Residenz das großartige Spiel von Ernst Deutsch in Lessings »Nathan der Weise«. Dort ging mir auch die Darstellung der Inge Langen in Anouilhs »Antigone« unter die Haut. Die zarte Maria Nicklisch war eindrucksvoll in den Kammerspielen in Jean Giraudouxs »Der Trojanische Krieg findet nicht statt«, Thornton Wilders »Unsere kleine Stadt« gab den Blick auf den unbekannten Alltag in der amerikanischen Provinz frei. Heftig diskutiert wurde von ehemaligen Kriegsteilnehmern Zuckmayers beeindruckendes Zeitstück »Des Teufels General«. Unvergesslich geblieben sind mir auch die Auftritte von Ursula Herking, Erich Kästner, Bum und Hellmuth Krüger in der »Schaubude«. Es wurde großes Kabarett gespielt. Man konnte, wenn auch manchmal nur unter Tränen, wieder lachen. ■

Improvisierte Theaterkasse des Schillertheaters Berlin.

Großreinemachen der eigenen Seele

Die Schauspielerin Inge Keller spielte nach dem Krieg Theater im sächsischen Freiberg:
Das Theater war zunächst mit Flüchtlingen belegt. Einer der ersten sowjetischen Befehle lautete: Die Flüchtlinge bekommen Wohnungen, und im Theater wird wieder gespielt! Ich kann mich ans gemeinsame fröhliche Pfeifen erinnern, als wir das Gebäude schrubbten. Und irgendwie war es wie ein Großreinemachen der eigenen Seele.

In ihrer Autobiografie »Der geschenkte Gaul« erzählte Hildegard Knef von ihrer Arbeit als Schauspielerin am Berliner Schlossparktheater im amerikanischen Sektor und für den DEFA-Film »Die Mörder sind unter uns«. Der Film hatte am 15. Oktober 1946 im Berliner Admiralspalast Premiere.
Wie das Gerippe einer Riesenechse ragten die Reste des Stettiner Bahnhofs aus der Klamottenwüste, er war Vorder- und Hintergrund unseres ersten Drehtags für den ersten deutschen Nachkriegsfilm »Die Mörder sind unter uns«. ...
Die Komparserie hing in Weintraubenformation an einer gewaltig schnaufenden Lokomotive, suchte Halt an vollbesetzten Trittbrettern und an von zahllosen Händen umklammerten Griffen – sie hatten darzustellen, was sie vor Kurzem erlebt hatten; den Hauptdarstellern, Wilhelm Borchert und mir, ging es nicht anders. ...
Während der nächsten Monate pendelte ich zwischen amerikanisch lizenziertem Theater und russisch lizenziertem Film. Die »Mörder unter uns«-Mannschaft bekam einige Male russische »Fresspakete« mit Speck und Mehl, die Amerikaner hatten sich zu einer einmal wöchentlich stattfindenden Suppenspeisung für das Schlosstheater-Ensemble entschlossen. Wir nahmen die alliierte Rettungsaktion mit gebührender Demut entgegen, vermerkten beseligt ein Nachlassen der gewohnten Magenkrämpfe. Wir wurden eingeladen, nahmen an »Partys«, bis dahin als Wort und Institution unbekannt, teil, hörten AFN, lernten Jitterbug, genossen die wodka- und whiskygetränkten Kräche zwischen Weißrussen in amerikanischer Uniform und Rotrussen in russischer Uniform, bestaunten die Gewohnheiten der sich allmählich heimisch fühlenden Besatzer. ■

Hildegard Knef und Ernst Wilhelm Borchert in dem Film »Die Mörder sind unter uns«, Regie: Wolfgang Staudte, 1946.

Endlich ein befreites Beisammensein

Rosemarie Kilian spielte 1945 in Thornton Wilders »Unsere kleine Stadt« am Stuttgarter Neuen Theater: Obwohl stark zerstört, war Stuttgart für viele Künstler ein Anziehungspunkt. Die Aufbruchsstimmung nach dem 8. Mai 1945 kann man heute kaum beschreiben. Dass ich wieder Theater spielen durfte, empfand ich als besonders befreiend. ... Rückblickend fühlte ich mich wie in einem Taumel von Proben, Vorstellungen und Geselligkeit. Die Zeit des Diskutierens hatte begonnen. Gegenüber unserem Theater in der Kleinen Königstraße hatte Werner Finck seine »Mausefalle« eröffnet. Finck, der sich auf kabarettistische Weise in Berlin immer wieder mit den Nazis angelegt hatte und dabei gerade noch mit Verboten und kurzen Inhaftierungen davongekommen war, startete hier seinen Neuanfang. Nach den Vorstellungen trafen wir uns in seiner Bar, wo Menschen aus allen möglichen Bereichen wie Schriftsteller, Musiker und Maler zusammenkamen. Es ging hier wild zu, es wurde durchaus mehr getrunken, als manchem zuträglich war, und doch wurden gewisse Grenzen gewahrt, Ausgelassenheit und Fröhlichkeit bestimmten unser endlich befreites Beisammensein. ■

Ich trug in »Spiel im Schloss« von Franz Molnár ein Kleid, das war aus Vorhängen gearbeitet. Das Theater war übrigens immer bis auf den letzten Platz gefüllt. Auch in den kalten Wintern der Nachkriegszeit – mit einem in Mäntel und Decken gehüllten Publikum. Einige hatten sich Ziegelsteine mitgebracht, um sich ein wenig aufzuwärmen. In Freiberg hörte ich erstmals die Namen Brecht, Feuchtwanger, Gorki.

Die Weihnachtsfeste in den Nachkriegsjahren fielen für alle sehr bescheiden aus, glücklich waren die Familien, die wieder zusammengefunden hatten.